

Wagners „Walküre“

Von

Daniel Spitzer

Wah, wie wenig Wonne ward mir wanderndem Wiener Spazierwalt durch Wagners „Walküre“! Das, meine unglückliche neuhochdeutsche Leserin, ist die berühmte verstorbene Alliteration, die der Meister aus dem Grabe, in dem sie tausend Jahre gelegen, hervorgeholt hat; in diesen vermoderten Stabreimen halten seine schwachhaften Götter und Helden ihre endlosen Zwiegespräche, und wenn man eine Weile hingehört hat, dann hört man diese gespenstischen Reime unheimlich klappern, als wenn Totengebeine aneinandergeschlagen würden. Aber seine Helden sind trotz ihrer verschrunpften Sprache nicht die alten deutschen Helden, die gemeinschaftlich sangen und dazu mit den Schwertern an die Schilder schlugen. Der Chor, ja der mehrstimmige Gesang überhaupt, sind aus diesem sonderbaren deutschen Musikdrama verschwunden, und es herrscht in ihm die langweilige parlamentarische Übung, derzufolge immer nur einer das Wort ergreifen darf und die anderen Maulaffen feilhalten, so lange der geehrte Herr Vorsänger das Rezitativ hat. Auch stört keine Melodie die erhabene Monotonie dieses Musikwerkes, und statt ihrer hat uns der Schöpfer desselben großherzig mit der unendlichen Melodie beschenkt. Wenn Wagner unsere verpfuschte Welt zu schaffen gehabt hätte, würde er gewiß der Lerche den Umfang des Rhinoceros und dem Weilchen die Größe des Krautkopfes gegeben haben.

So haben denn die olympischen Festkrämpfe endlich stattgefunden. Alles war wahnsinnig: der Text, die Musik, die Wagnerianer und die Eintrittspreise. Im Drama herrschen nur die brutalen Instinkte und die Launen eines abgewirtschafteten Gottes. Wie die wilden Tiere stürzen diese Menschen aus ihren Schlupfwinkeln hervor und paaren und zerfleischen sich vor den Zuschauern. Und diese Götter sind schon göttlich. Nicht bei den Hottentotten könnte Wotan Gott sein, ohne daß ihm schon nach den ersten vierzehn Tagen gekündigt würde. Ein gespreizter Gott, der sich mit dem ganzen feierlichen Ernst der Gedankenlosigkeit drapiert, seine Entschlüsse im Handumdrehen ändert und sich fortwährend eines Schlechteren besinnt. Dank seiner Allwissenheit weiß er wenigstens, daß man ihn durchschaut hat, und im dritten Akt sagt er selbst zu seiner Tochter Brünnhilde, er wisse wohl, daß sie ihn für „feig und dumm“ gehalten habe. Als gerechte Strafe folgt ihm seine Gattin Fricka auf dem Fuße, eine Kantippe, die ihm vielleicht das eine Auge ausgekratzt hat, das ihm bekanntlich fehlt. Willst du aber wissen, was sich ziemt, dann frage dich ja nicht bei den Walküren an, denn die „schlimmen Mädchen“, wie sie Fricka nennt, würden dir die ordinärsten Stallwiße zur Antwort geben, sie machen den Eindruck von Walhalla-Sennerinnen, nur daß sie nicht mit Rügen, sondern mit Pferden zu tun haben. Sie juchzen daher nicht: Ju-hu-hu, Laute, die an das Ruheln der Rüge erinnern, vielmehr ist ihr Lustgeschrei: Hojotoho, das mehr dem Wiehern der Pferde verwandt ist.

Während die Vorgänge auf der Bühne unsern Widerwillen erregen, die charakterlosen Rezitative und die verkrüppelten Verse, die erst in ein orthopädisches Institut gebracht werden müßten, unser Ohr beleidigen, langweilt uns doch nur das Orchester durch seine breitspurigen Erläuterungen der Handlung und des Wortes. Nur manchmal wird es auch verrückt; die Leitmotive sind nämlich die fixen Ideen des Orchesters, und so oft sich einer auf der Bühne vergift und zufällig das verhängnisvolle Wort Notung oder Wotan ausspricht, bekommt das unglückselige Orchester seine Rückfälle und fängt an, das Schwert- oder das Walhalla-Motiv zu phantasieren. Das Orchester war bei uns nicht wie in Bayreuth mit einer Bretterschalung verkleidet, eine Änderung, die jeder, dessen Kopf nicht selbst ein Bayreuther Orchester, das heißt, mit Brettern vernagelt ist, gutheißen wird. Wenn schon das Musikdrama nur teilweise unschädlich gemacht werden soll, so möchte ich befürworten, die Bühne zu verschalen, um uns so den Anblick des wüsten Treibens auf derselben zu ersparen. Auf die Nebelbilder, die pyrotechnischen Spielereien, das große Walhalla-Reiten der Walküren auf ungesatteltem Pferde und andere Zirkuspäße, über die freilich die zukunfstolle Kritik mit einem Ernst spricht, der zeigt, wie wenig ernst sie zu nehmen ist, müßten wir dann allerdings ebenfalls verzichten. Was die Jünger des Meisters oder, wie sie leider noch immer prosaisch genug genannt werden: die Wagnerianer betrifft, so gebärden sich diese als wahre Kegerrichter in der Ästhetik, die jetzt die Wissenschaft vom Titanenhaften geworden ist und sich daher nur mit Richard Wagner zu befassen hat. Hat aber der Meister Titanenhaftes geschaffen, so suchen die Jünger ihm nachzustreben, in dem sie in Ermangelung jeder andern Leistungsfähigkeit titanenhaft klatschen. So wie er nach ihrer Behauptung der Musik, dem Drama und auch der bildenden Kunst neue Bahnen vorgezeichnet hat, so haben sie in der Klatschkunst mit der Überlieferung gebrochen und nach dem Muster der unendlichen Melodie den unendlichen Applaus geschaffen.

(Wien, 18. März 1877)